

Der Rorschacher Trichter

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **83 (1957)**

Heft 51

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Der Rorschacher Trichter

WERNER WOLLENBERGER

76

... die guten Willens sind!

Eigentlich kann ich es nur in Märchenform erzählen.

So:

Es war einmal eine arme Frau, die war alt und ihr Mann war auch alt und ein krankes Bein hatte sie außerdem.

Und kaum etwas zu leben hatte sie auch.

Das heisst, da sie in der Schweiz lebte, hatte sie natürlich die AHV. Auch der Mann hatte sie. Aber bitte sehr, wer kann schon von der eidgenössischen AHV leben?

Kantonale AHV hatte sie nämlich keine.

Und so mußte die arme Frau also mit einem kranken Mann und einem kranken Bein und jämmerlichen hundertfünfzig Franken im Monat leben. Zum Glück war sie eine Zauberin, denn jemand anders wäre mit so wenig Geld niemals ausgekommen.

Allerdings mußte sie auf jeden Rapen schauen. Und mußte immer versuchen, zusätzliche Mittel zu bekommen.

Doch das ist hierzulande schwer. Ja, wenn man mit nichtvorhandenem Salk-Serum handelt oder mit ähnlichen gewinnbringenden Sachen und wenn man jemandem Profit garantieren kann, dann bekommt man Geld so viel man will.

Die alte Frau konnte das nicht. Abgesehen davon suchte sie auch gar nicht Geld.

Sie suchte Fische.

Jawohl, eines Tages schlug sie den Nebelspalter auf, und da war ein Inserat darin, und in diesem suchte ein Sportfischer einen Abnehmer für die Tiere, die er über das Wochenende fing. Weil er sie selber gar nicht alle essen konnte. Wobei zu sagen wäre, daß die Möglichkeit

besteht, er habe Fische gar nicht gern.

Die Frau also schrieb einen Brief. In dem bat sie um die Fische. Oder wenigstens um einige davon. Sie würden, so sagte sie, ihr doch wieder ein bißchen helfen.

Außerdem erzählte sie in dem rührend ungelinken, ganz und gar undiplomatischen und keineswegs fehlerfreien Brief, daß es ihr nicht gut gehe. Und daß sie einen kranken Mann habe. Und ein krankes Bein. Und deshalb keine Heimarbeit machen könne, obwohl sie doch so gerne wollte. Allerdings, so sagte die arme Frau, wenn sie eine Nähmaschine besäße, dann könnte sie Heimarbeit machen. Aber eine elektrische müsse es sein. Treten könne sie nämlich nicht. Eben von wegen dem kranken Bein.

Und ob nicht jemand eine billige Nähmaschine abgeben könne. Hundertfünfzig Franken habe sie gespart. Und die würde sie geben können. Mehr halt nicht. Komma. Weil sie nicht mehr habe. Komma. Und sie habe sicher nicht mehr. Komma.

(Sie machte sehr viele falsche Kommata, die arme alte Frau. Und das machte den Brief nur noch rührender.)

Dieses Schreiben jedoch fiel dem Mann, der den «Rorschacher Trichter» machte in die Hände und ...

Ach was, ich gebe den Märchentönen auf. Ich sage es lieber kurz und sachlich. Es ist auch dann noch märchenhaft genug.

Also: ich setzte den Brief in diese Spalten. Einfach so. Weil ich es nicht recht fand, daß in einem der reichsten Länder dieser Erde eine Frau ...

Nun, undsoweiter.

Ich glaubte nicht, daß sich etwas tue.

Ich hatte unrecht.

Es kamen drei Nähmaschinen. Elektrische.

Es kamen hier hundert Franken. Dort fünfzig. Dort fünf. Dort zehn. Dort zwei.

Es kam: die Offerte mehrerer Aerzte, das kranke Bein der Frau zu behandeln.

Es kamen: Angebote für sonstige Hilfeleistungen.

Es kam und kam und kam ...

Es kamen schließlich und endlich tausend Franken zusammen. Das Geld, das man mir schickte, und dasjenige, das ich für zwei von den Nähmaschinen bekam, machte genau so viel aus.

Und deshalb bekommt die arme Frau mit dem kranken Bein nun auf Weihnachten ein unerwartetes Geschenk – nämlich eine monatliche Rente von 250 Franken.

Die Nähmaschine hat sie schon.

Von dem Geld weiß sie noch nichts. Das wird sie erst durch diesen Nebelspalter erfahren. Und ich glaube, das ist ganz in Ordnung so. Die Leser dieses Blattes haben ihr geholfen. Durch dieses Blatt soll sie auch davon erfahren.

Und sonst möchte ihr gar nichts sagen.

Es wäre wohl nicht im Sinne der Spender.

Das heisst: etwas wäre noch zu sagen.

Wenn die Frau das Geld auf einmal will, dann bekommt sie es natürlich auf einmal. In Form einer Rente wollte ich es ihr nur geben, damit sie sieht, wie es wäre, wenn unsere alten Leute tatsächlich genügend hohe Renten bekämen ...

Und noch etwas:

Ich sage merci.

Merci villmal!

Und: ich bin stolz auf meine Leser.

Sehr!

Das Echo

Wer schreibt, dem wird geschrieben ...

Etwa so:

«Lieber Werner Wollenberger,

Sie haben in Ihren Tagebuchnotizen letzthin eine Serviertochter kritisiert, weil sie eine werdende Mutter mit «Fräulein» angesprochen hat.

Diese Kritik ist berechtigt. Denjenigen Frauen nämlich, die keine zivilstandesamtliche Bewilligung für ein Rendezvous mit dem Storch in der Tasche haben, muß es jedesmal einen Stich geben. Das sollte vermieden werden. Sie haben es ohnehin schwer genug.

Nun möchte ich Sie jedoch bitten, den Serviertöchtern gelegentlich zu sagen, was sie an die Stelle des «Fräulein» setzen sollen.

Stellen Sie sich vor, in welches Dilemma Sie die armen Serviertöchter gestürzt haben, das heisst, wenigstens diejenigen, die den Nebelspalter lesen. Und das tun sicher viele, denn in jeder Wirtschaft hängt ja mein Leibblatt.

Diese also werden sich den Kopf zerbrechen, wie sie sich in Zukunft verhalten sollen.

Die «gnädige Frau» von draussen paßt nicht zu uns, die «Madame» des Fran-

zosen auch nicht, die «Dame» tönt schrecklich und ebenso unschweizerisch.

Was bleibt da noch übrig?

Vielleicht: «Was darf ich Ihnen bringen?» Aber das wäre wohl zu einfach und zu natürlich. Darauf kommen sie sicher nicht. Man muß es ihnen schon sagen. Wollen Sie das bitte übernehmen? Ich glaube fast, Sie sollten es tun. Kritik allein nützt nichts, man muß auch etwas Neues vorschlagen können, wenn man das Bestehende nicht mehr haben will.»

Nun, das wäre der Brief, den mir eine kleine Bemerkung über die Unart schweizerischer Serviertöchter, Verkäuferinnen und anderer Bediener- und Bedienerinnen eingetragen hat. Die Unart nämlich, jede Kundin zwischen achtzehn und achtzig, sei sie nun alleine oder in Begleitung von siebzehn, offensichtlich ihr gehörenden Kindern, mit «Fräulein» anzusprechen. Ebenso gedankenloser- als auch unhöflicherweise.

Der Brief hat eigentlich nur eine Stelle, die mich nicht gefreut hat, und zwar diejenige, die von mir verlangt, ich solle nicht nur kritisieren, sondern auch vorschlagen. Wie oft muß ich das noch wiederholen: ich stelle Diagnosen, aber ich weiß keine Therapie. Und es ist auch nicht meine Aufgabe, eine zu wissen. Wenn mir nämlich immer und überall des Rätsels Lösungen bekannt wären, so gehörte ich nicht in den Nebelspalter, sondern auf einen Bundesratssessel. Oder auf den Platz des französischen Ministerpräsidenten. Oder auf sonst eine un stabile Sitzgelegenheit.

Davon abgesehen hat mir der Brief aber Spaß gemacht. Vor allem hat er mich dazu gebracht, wirklich einmal darüber nachzudenken, was einer erwachsenen Dame in der Schweiz als Anrede zuteil werden soll, wenn man weder ihren Namen noch ihren Zivilstand kennt. Und ich bin darauf gekommen, daß es wirklich ein Problem ist. Unsere Sprache ist reicher an Beleidigungen denn an zuvorkommenden und höflichen Titulierungen ...

Die Sätze «Was darf ich Ihnen bringen?» (Für Serviertöchter) und «Was darf's denn sy?» (für Verkäuferinnen) sind auch nur Notlösungen, denn ihnen haftet etwas sehr Dürres, Trockenes, Unzuverlässiges und auch Taktloses an. Sie klingen, so ohne jeglichen Zusammenhang mit einer Anrede, bedenklich sachlich und uncharmant.

Also bitte: was tun?

Weiß es jemand von Ihnen?

Ich weiß es nämlich nicht ...

Deshalb: um Nachricht wird gebeten! Wie wär's, wenn Sie sich über die Feiertage ein bißchen die Köpfe zerbrächen? Und damit Sie's nicht ganz umsonst tun, und weil Weihnachten eine teuere Angelegenheit und der Januar der längste Monat des Jahres ist, setze ich einen Preis für die beste Lösung aus. Er besteht in einer Note von Fr. 20.-, wobei zu sagen wäre, daß für einmal nicht die originellste, lustigste und witzigste Lösung prämiert wird,

CityHotel zürich

Erstklassig-Hotel im Zentrum
Löwenstr. 34, nächst H'bahnhof, Tel. 272055

Jedes Zimmer mit Cabinet de toilette,
Privat-WC, Telefon und Radio / Restaurant - Garagen / Fernschreiber Nr. 52437



sondern tatsächlich die brauchbarste. Respektive die brauchbare. Daß es überhaupt eine brauchbare gebe, daran zweifle ich nämlich einigermassen.

Übrigens: am Bestehen einer brauchbaren auch ...

Um noch rasch vom Termin zu sprechen: die Lösungen müssen bis spätestens ...

Ach was, Sie haben das ganze Jahr über Hetze, Termine und Ultimatum genug. Schicken Sie Ihren Vorschlag einfach bei Gelegenheit vorbei. Wenn es geht, nicht zu spät. Danke.

Übrigens: weil ich gerade beim Austeilen von Mercis bin – ich danke der Briefschreiberin noch ganz herzlich für die Anfangszeilen ihres Schreibens. Es ist wirklich sehr schön von ihr, daß sie daran gedacht hat, wie sehr die sinnlose Anrede unverheirateter Mütter treffen muß. An diesen Aspekt der Sache habe ich nie gedacht. Leider ...

Und weil wir gerade bei den ledigen Frauen mit einem Kind sind: da hat mir neulich eine solche Frau geschrieben, und sich in einem rührenden Nebensatz schüchtern darüber beklagt, daß man sie in Briefen von Behörden sowohl auf der Adresse als auch in der Anrede hartnäckig (Fräulein) nenne. Und das tue ihr weh. Nicht ihretwegen. Sondern ihres kleinen Sohnes halber ...

Bitte sehr, vielleicht muß das so sein. Vielleicht bestehen zivilrechtliche Gründe. Vielleicht existieren juristische Ueberlegungen.

Aber: in anderen Ländern existieren sie nicht. In Deutschland zum Beispiel. Und in Schweden.

Und deshalb: wie wäre es, wenn man das von nun an gerade eben einmal ein bißchen sein ließe?

Es wäre ein gar hübsches Weihnachtsgeschenk an gar viele Frauen dieser Art.

Und es wäre ein durchaus mögliches Geschenk.

Vorausgesetzt, daß man an zuständiger Stelle einmal ein bißchen mit dem Herzen denkt.

Das Herz ist nämlich, auch wenn es diverse Amtsstellen gar nicht wahrhaben wollen, ein Organ, das sich zum Nachdenken viel besser eignet, als man so gemeinhin glaubt.

Weihnachtswunsch an alle Welt

Es gibt nur eine Sache, die ich noch mehr hasse, als Sentimentalität, und das ist kollektive Sentimentalität.

Um Weihnachten herum tritt sie epidemisch auf.

Und deshalb hasse ich Weihnachten. Das heißt: deshalb müßte ich es eigentlich hassen.

Unverständlicher Weise ist dem nicht so.

Obwohl ich mir sage, daß ja alles nur zum kleinsten Teile echt und wahr und gut und richtig ist. Obwohl ich mir einrede, daß Weihnachten nur noch ein Vorwand zur Steigerung der Umsätze an Kravatten ...

Lassen wir das! Ich habe es, wenn ich mich nicht täusche, schon einmal gesagt. Was allerdings nichts besagen will. Es gibt Dinge, die man gar nicht oft genug von sich geben kann. Besonders wenn sie, aus ebenfalls kommerziellen Gründen, so gründlich totgeschwiegen und ...

Nicht, Woll! Mehr Weihnachtlichkeit, wenn ich bitten darf!

Also: es ist wie verhext. Wenn es so gegen den zwanzigsten Dezember geht, dann kommt sie eben doch über mich. Die Sentimentalität.

Wenn in den Stuben der ahnungsvolle Duft von Mandarinen und verbrannten Zweigen und knisternen Nadeln und gefüllten Gänsen und sandigen Kastanien und klebriger Schokolade und schaumiger Glaswolle liegt, wenn es auch nach rettungslos vergangener Kindheit riecht und unwiederbringlichen Sekunden banger Erwartung, dann kommt sie und steht neben mir und ...

Es ist entsetzlich. Wirklich. Denn sie verleitet mich zu Dingen, die ich im relativen Normalzustand nie tun würde.

Zum Beispiel zu Weihnachtswünschen leise wehleidiger Natur.

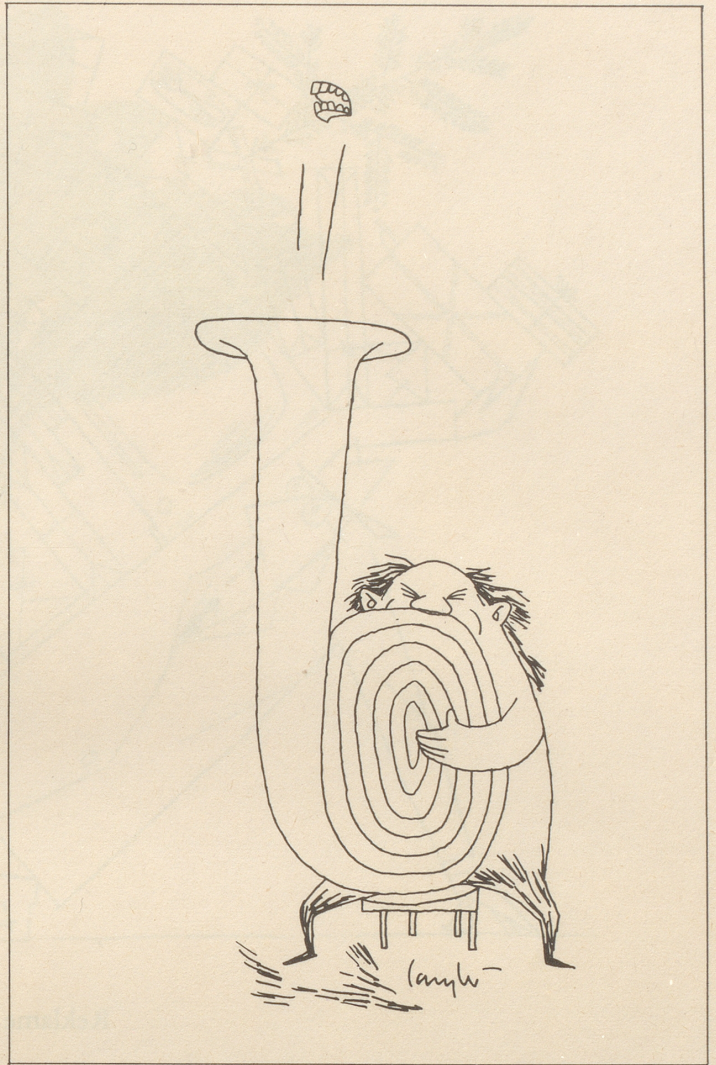
So auch dieses Jahr ...

Und was das Schlimmste ist: ich teile ihn trotzdem mit. Meinen Weihnachtswunsch 57.

Ihnen.

Hier. Ob Sie wollen oder nicht.

Er besteht nicht darin, daß ich Ihnen Gesundheit wünsche. Und auch nicht darin, daß ich Ihnen finanzielles Wohlergehen und Ge-



deihen Ihrer zahlreichen Geschäfte wünsche. Und auch das, was man sich sonst so wünscht, wünsche ich Ihnen nicht. Weder Zeit (was zwar auch wichtig wäre), noch Geduld (was uns allen bedauerlich fehlt), weder innere noch äußere Ruhe (was ein sehr schweizerischer Wunsch wäre), weder ...

Nein, ich wünsche Ihnen etwas ganz anderes.

Dies: Furchtlosigkeit.

Unsere Zeit ist eine leise eklige Zeit. Und sie ist es vor allem, weil wir uns vor allem fürchten. Der vor jenem, die vor diesem, diese vor dem und dieser vor der. Osten vor Westen, Westen vor Osten, Holländer vor Indonesiern, Indonesier vor Russen, Russen vor Chruschtschew, Chruschtschew vor seinem Nachfolger.

Undsoweiter. Und deshalb wüßte ich keinen besseren Wunsch, als diesen: Fürchten Sie sich nicht. Fürchten Sie nichts.

Fürchten Sie nicht den Sputnik, der über Ihnen kreist. Wenn er schon lange zu kleinen Stäubchen zerfallen ist, werden die stillen Sterne noch blühen.

Fürchten Sie sich nicht vor den

Russen. Sie sind im Unrecht, und auf die Dauer hat das Unrecht keinen Bestand.

Fürchten Sie nicht die Willkür der Aemter. Sie sind nur so frech, als Sie es Ihnen erlauben.

Fürchten Sie sich nicht vor Blamagen. Der Augenblick macht Dinge wichtiger, als sie es sind.

Fürchten Sie sich nicht vor dem Rückgang der Konjunktur. Es geht Ihnen auch dann noch besser als anderen.

Fürchten Sie sich nicht. Und fürchten Sie nichts.

Das heißt doch: Fürchten Sie eines: fürchten Sie die Furcht.

Sie allein macht sie schwach und klein und hilflos.

Bitte: fürchten Sie sich nicht. Das ist mein Weihnachtswunsch.

Einen besseren weiß ich nicht. Fürchte ich ...



«Le coup du milieu» heisst das kleine Gläschen Kirsch, das Sie in der Mitte des Mahles genehmigen. Sie wissen doch: Fondue ist das gemütlichste, das herzlichste Essen für Freunde und Familie, zu Hause und im Restaurant.

Fondue isch guet und git e gueti Luune

Schweiz. Käseunion AG.

Die *Mido* Uhr
die Unermüdlige
A. FISCHER
Eidg. dipl. Uhrmacher
Seefeldstraße 47, ZÜRICH